

„68: was für eine Kraft!“

Doch der Feminismus von damals hat bei der Erziehung von Kindern großen Schaden angerichtet, findet **Alexa Hennig von Lange** und gestaltet das in ihrem neuen Roman „Peace“. **Ulrich Wickert** spricht mit der Autorin über das Buch und seine Themen

WICKERT: In Ihrem neuen Roman „Peace“ hadert der 17-jährige Schüler Joshua, Hauptfigur und Ich-Erzähler des Romans, mit der Umwelt. In den beiden ersten Sätzen steckt schon das ganze Dilemma des Buches: Die Mutter liegt in der Kotze, weil sie sich zugelegt hat, der Sohn hat einen Schmiss, da er bei einer schlagenden Verbindung die Unabhängigkeit sucht. Darin liegt das immer wiederkehrende Prinzip, die Jugend schwankt ins andere Extrem als die Eltern...

HENNIG VON LANGE: Joshua versucht, seinen eigenen Weg zu finden. Seine Mutter ist Hardcore-Feministin. Sie ist sämtlichen ideologischen Strömungen gefolgt, die es nach Ende des Zweiten Weltkriegs gab, in dem Versuch, das menschliche Miteinander menschlicher zu gestalten, ihre Position als Frau in der Gesellschaft zu finden, zu ihrem Recht als arbeitende Mutter zu kommen. Dabei hält sie das Feindbild Mann aufrecht. So gab immer wieder Fronten zwischen Joshua und diversen Mitbewohnerinnen der Mutter und der Frauengruppe. Nun versucht er eine Rechtfertigung dafür zu finden, dass er überhaupt auf der Welt ist. Versucht, ein neues Zuhause zu finden, in dem er sich als Mann angenommen und aufgehoben fühlt. Naheliegender, dass er erst einmal in eine schlagende Verbindung geht, weil es da – so scheint es ihm – feste Strukturen gibt und Verlass auf die Mitglieder dieser Vereinigung.

WICKERT: Joshua ist antiautoritär erzogen worden und findet das grässlich.

HENNIG VON LANGE: Ja, weil er eigentlich gar nicht genau weiß, wer er ist. Permanent wurden von seiner Mutter Grenzen überschritten, seine Intimsphäre gestört und seine Psyche analysiert. Und er wurde zu Dingen gezwungen, die nicht altersgerecht waren, wie einer Hausgeburt beizuwohnen.

WICKERT: Die Mutter säugt den Jungen, bis er neun Jahre alt ist.

HENNIG VON LANGE: (lacht) Kleiner Scherz...

WICKERT: Aber dahinter steckt die Mutterideologie „Ich muss alles Gute für das Kind tun“. Und die Mutter analysiert dann ihre eigene Kindheit.

HENNIG VON LANGE: Die Mutter hat den Eindruck, dass es ihr schlecht geht, dass das historische Versagen der Deutschen durch die Konventionalität ihrer eigenen Mutter und deren Generation bedingt ist. Sie denkt, dass sie der Welt und dem Weltfrieden am meisten helfen kann, wenn sie ihr eigenes Kind neun Jahre lang stillt.

WICKERT: Sie empfindet ihre eigene Kindheit als bedrückend, wobei die Kindheit gar nicht so schlimm gewesen sein muss; sie interpretiert sie nur so.

HENNIG VON LANGE: Sie sucht nach dem, der zu verantworten hat, dass sie nicht selbstbestimmt leben kann, dass sie Horrorbeziehungen zu Männern hatte und nie ihren Selbstwert als Frau gespürt hat. Sie liest „Bilder einer Kindheit“ von Alice Miller, und von dem Moment an ist ihr klar, dass ihre Mutter an allem Schuld hat.

WICKERT: Aber sie fragt sich nie, ob sie nicht auch Verantwortung für ihr Unglück hat. Weil Leute, die nach ihrem Selbstwertgefühl suchen, die Schuld bei Anderen sehen?

HENNIG VON LANGE: Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen, ist sicher ein Thema des Buches. Doch vor allem ging es mir darum, eine Art Panorama aufzureißen: welche ideologischen Strömungen gab es seit 1945? Was hat sich seither getan?

WICKERT: Nun bezieht sich die Mutter immer wieder auf das, was sie liest, z. B. Simone de Beauvoir: „Ich bin der Knechtschaft der Frau entgangen, vor allem der Mutterschaft und den Hausfrauenpflichten“. Mutterschaft als etwas Negatives?

HENNIG VON LANGE: Ja, weil sie eine Ungerechtigkeit bedeutet: Eine schwangere Frau kann nicht so schnell weglaufen wie der Mann. Sie ist ans Kind gefesselt, sie kann nicht voll arbeiten gehen, solange der Partner nicht bereit ist, sich mit einzubringen in die Aufzucht des Kindes. Als der Satz zum Leitsatz vieler Frauen wurde, war noch nicht selbstverständlich, dass Mann und Frau sich auch die Aufzucht eines Kindes teilen.

WICKERT: Wie stehen Sie eigentlich zu 68?

HENNIG VON LANGE: Ich finde diese

Zeit hochinteressant. Es ist noch heute spürbar, was 68 für eine Kraft hatte. Da waren ein Wille, Lebendigkeit, diese Zeit steht für Wut und Ausdauer und Leidenschaft. Natürlich ist damals auch großartige Musik entstanden.

WICKERT: Ihr Roman heißt „Peace“ – auch eine Reminiszenz an 68?

HENNIG VON LANGE: Ja, es ging damals darum, Frieden zu schaffen, Frieden zu erhalten, für den Frieden zu demonstrieren. „Peace“ bezieht sich aber auch auf den Frieden in der Partnerschaft zwischen Mann und Frau heute.

WICKERT: „Peace“ spielt 1992, in diesem Jahr startete auf RTL „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“. Sie lassen den vermeintlichen Vater von Joshua, Rainer, diese Soap produzieren. Sie selber haben ja 1997 für neun Monate als Autorin bei dieser Serie gearbeitet. Was hat Sie dahin getrieben?

HENNIG VON LANGE: Ich brauchte Geld (lacht). Ich habe dort gelernt, viele Ideen zu entwickeln und wieder zu ver-

werfen. Handwerklich ist das nicht zu verachten.

WICKERT: Peace ist sehr dialogisch geschrieben. Erzählen Sie gerne dialogisch?

HENNIG VON LANGE: Ja. Aber das hat weniger mit „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ zu tun. Da habe ich nur den großen dramaturgischen Bogen schreiben dürfen. Das Dialogische mag ich sehr, weil es mich schon beim Schreiben hervorragend unterhält, etwas sehr Lebendiges hat. Dass ich Dialoge so mag, liegt aber auch an dem, was mich literarisch beeinflusst hat, Bukowski zum Beispiel.

WICKERT: Welche Amerikaner noch?

HENNIG VON LANGE: Ich liebe Sylvia Plath, dann natürlich Irving, Updike, Carver... Was das Schreiben von Kurzgeschichten anbelangt, hat mich Carver stark beeinflusst, weil er nämlich nichts will. Nur das Alltägliche, die knappe Darstellung des Moments, des Raumes, der Beziehungen. Das können die Amerikaner: sie sind einfach nüchtern, und davor habe ich Hoch-

achtung. Daraus entsteht eine unheimliche Komik – und Atmosphäre.

WICKERT: Ist „Peace“ auch eine Abrechnung mit Ihrer eigenen Vergangenheit?

HENNIG VON LANGE: „Peace“ ist das erste Buch, das überhaupt nicht autobiografisch ist, was meine Familiengeschichte anbelangt. Trotzdem hat es mit mir zu tun: auch ich bin mit den Schlagworten der 70-er Jahre aufgewachsen und habe sie damals noch als persönliches Mantra meiner Mutter verstanden, bis ich erfahren habe, dass nicht nur sie dieser Ansicht war, sondern eine Menge Frauen in der Nachfolge von Simone de Beauvoir. Das hat mich stark geprägt, weil ich mich immer gefragt habe: Wo stehe ich? Und wie ist es möglich, eine gleichberechtigte und langfristige Partnerschaft mit Kindern zu führen?

Das ganze Gespräch mit Alexa Hennig von Lange können Sie morgen, am 29. März, in der Reihe „Wickerts Bücher“ im Radio auf NDR Kultur um 13 Uhr hören.

ALEXA HENNIG VON LANGE

wurde 1973 in Hannover geboren. Sie war zunächst beim Fernsehen tätig. Mit ihrem Debüt „Relax“, einem Jugendbuch über Erwachsenwerden, Sexualität und Drogenkonsum, wurde sie 1997 schlagartig bekannt. Neben diversen Theaterstücken, die hauptsächlich in Hannover und an der Berliner Volksbühne aufgeführt wurden, erschienen nun in kurzer Folge weitere Romane und Kinderbücher, die ihr im Jahr 2002 den Deutschen Jugendbuchpreis einbrachten. Am meisten beachtet wurden die Titel „Ich bin“ (2000), „Ich habe einfach Glück“ (2001), „Lelle“ (2002), „Mira, schwer verliebt“ (2006) und „Leute, ich fühle mich leicht“ (2008). Jeden Montag ab 21 Uhr moderiert Alexa Hennig von Lange ihre eigene Kultursendung beim Berliner Rundfunksender QUU.FM



„Peace“ ist das erste Buch, das überhaupt nicht autobiografisch ist, was meine Familiengeschichte anbelangt“, sagt Alexa Hennig von Lange

FOTO: RETO KLAR

Jürgen Habermas.
Von Stefan Müller-Doohm.
Suhrkamp, Frankfurt/M. 160 S., 7,90 €.

Jürgen Habermas



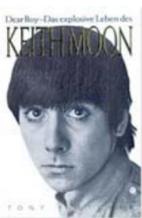
Es liegt in der Natur des politisch engagierten Intellektuellen, dass er die Stimme meist zu Themen erhebt, die außerhalb seines Fachgebietes liegen: Er tritt nicht als Experte an, sondern als Mahner. Dazu befähigt sieht er sich durch die Prominenz, die er in einem anderen, eben themenfremden Sektor erworben hat, und die er nun (im Idealfall) für ein höheres Anliegen nutzt – dieses aber wiederum keinesfalls zu seiner eigenen Profilierung. In seiner Profession gehört er zu den Besten, sein gesellschaftlicher Einfluss ist größer als der eines nur der Fachwelt bekannten Spezialisten, zugleich wird sich sein Verdienst um das gemeinsame Ziel nicht messen oder anerkennen lassen; eine Fehleinschätzung kann seinen Ruf allerdings leicht ruinieren. Kurz: Politische Intellektuelle haben es nicht leicht. Entsprechend rar sind sie geworden. Jürgen Habermas, lange Philosophie- und Soziologieprofessor in Heidelberg und Frankfurt, gehört bis heute dazu. Und wie man auch zu seinen Auftritten stehen mag, so bleibt Habermas einer der wenigen 68er, denen es einerseits gelungen ist, sein öffentliches Engagement mit einem international anerkannten theoretischen Überbau zu versehen, und es andererseits strikt von seiner akademischen Tätigkeit zu trennen. Das Jahr 68 und die Notstands-

gesetze, die europäische Identität, die amerikanische Irak-Politik – was die Gesellschaft im Innersten auseinandertreibt, diskutiert Habermas mit Studenten, auf Podien oder in Publikationen. Parallel stellte der Ex-Assistent Adornos seine „Theorie des kommunikativen Handelns“ auf, die eine rational verzahnte Argumentation als Grundlage jedes vernünftigen Diskurses fordert. Bleiben wir schlichter: Die eigene Meinung zu hinterfragen, sich für den einen Weg zu entscheiden und den anderen trotzdem anzuerkennen – das sind Änderungen, die man auch aus dieser verlässlichen Zusammenfassung des Kultursoziologen Müller-Doohm ziehen kann.

Dear Boy – Das explosive Leben des Keith Moon.

Von Tony Fletcher.
Bosworth, Berlin. 750 S., 27,99 €.

Als „The Who“ in den Sixties als Garagen-Schulband antraten, die Regeln des Rock über den Haufen zu werfen, zerrissen sie den bleigrauen Himmel über London mit dem ersten Akkord. Sie klangen wilder als die „Stones“, heißer als die „Kinks“, verzweifelter als der Rest der „British Invasion“ und erstmalig bekam nicht nur Frontmann Pete Townshend die härtesten Drinks und die halberwachsenen Mädchen, sondern auch sein Schlagzeuger. Keith Moon revolutionierte das Bild vom Drummer im Hintergrund; seither gilt ge-



TASCHENBÜCHER DER WOCHE: BIOGRAFIEN

rade der Mann mit den Stöckchen als der härteste Hund. Logisch schlüssig beförderte sich der Sohn aus einem Arbeiterhaushalt an einem nebelverhangenen Septemberabend des Jahres 1978 dann verfrüht ins Nirwana, im Blut eine Überdosis jener Beruhigungsmittel, die der 32-Jährige gegen seine Alkoholsucht einnahm. So wurde der um sein Leben trommelnde Held zum Pop-Martyrer vom Schläge Morrison, Joplin, Hendrix, und seine Fama lebt bis heute. Anfang März wird Townshend dort eine Gedenktafel enthüllen, wo „Moon the Loon“ einst seine Drummkits zerschmetterte: auf dem Gelände des „Marquee Club“ in Soho. Die Biografie von Tony Fletcher, jetzt in deutscher Erstausgabe, behandelt Mann und Mythos zugleich. Mit über 120 Personen aus dem Umfeld von Keith Moon hat der Autor gesprochen, um jene Wegstrecke zu rekonstruieren, die Teenager, Teufel und frühen Tod so zwingend verbindet. Die Ambivalenz der vielen Bilder, die sich nur langsam zu einem Gesamteindruck verdichten, machen Chaos und Qualität dieses Buches aus: Bisweilen beschreibt es ein Leben, das auf eine fast schon wieder biedere Art kindlich, auftrumpfend, naiv-depressiv erscheint. Dann wieder zeichnet es einen historischen Typus, eine Persönlichkeit der Sixties, mal zu rough, mal zu weichgespült, schillernd wie ein giftgrüner Komet, der „unser irdisches Dasein erleuchtet“. Zudem lässt sich mit Fletchers 800-Seiten-Wälzer problemlos jedes Hotelzimmer demolieren – Rock'n'Roll lebt.

Die Windsors.
Geschichte einer Dynastie.

Von Peter Alter.
C.H. Beck, München. 128 S., 7,90 €.

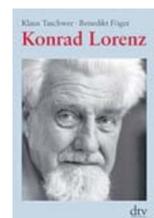
Als Charles und Camilla der Queen entgegenrateten, um ihre Heirat zu annonciieren – wie mag die Queen da reagiert haben? Zornig? Entgeistert? Wer diese Monografie über die Windsors aufmerksam liest, kennt bald die Antwort: Not at all. Seit (mindestens) vier Generationen sind die englischen Windsors die letzte konservative Instanz Europas gleich nach dem Papst, doch ist das britische Königshaus eine flexible, der Welt zugewandte und (wenn's denn sein muss) ausgesprochen gerissene Institution. Mehr als ein Viertel der in den Vereinten Nationen vertretenen Staaten gehören zum Commonwealth, und somit ist „fast ein Drittel der Weltbevölkerung“ der Queen de facto untertan. Ausgehend von Königin Victoria porträtiert der Historiker Peter Alter die Windsors hier sachlich, aber gut lesbar: den schlingelnden Georg V., den sozial engagierten, aber auch skandalumwitterten Eduard VIII. und schließlich den zurückhaltenden, besonnenen Georg VI., der seiner erst 26-jährigen Tochter Elisabeth den stabilsten Thron der Epoche hinterließ. Zu



viel der Aufregung hatte die Familie schon in Würde weggesteckt, an erster Stelle die Umbenennung der gesamten Dynastie von Sachsen-Coburg-Gotha nach dem Kleinstädtchen Windsor, durch die sich George V. nach dem Ersten Weltkrieg einerseits von seinem deutschen Vetter Wilhelm II. distanzieren und andererseits Kopf, Kragen und Krone retten wollte – anders als sein russischer Cousin Zar Nikolaus II., der dem Mob zum Opfer fiel. Nein, als Charles und Camilla also an die royale Chaiselongue getreten sind, dürfte die Queen höchstens heimlich gefeiert haben. Denn letztlich hat gerade der Wandel den Buckingham Palace zum einzigen Königshaus gemacht, das fähig ist, eine so wahre, lebenslange und zugleich so rührend komische Liaison wie diese überhaupt aufzubauen – um sie dann in weniger als der Dauer eines Cricket-Spiels erfolgreich als züchtig-konservative Ehe neu auferstehen zu lassen.

Konrad Lorenz.
Von Klaus Taschwer und Benedikt Föger.
dtv, München. 350 S., 12,90 €.

Beim Begriff „Gaugans“ wird sich mancher noch im Erwachsenenalter sofort mit Selma Lagerlöfs Kinderbuchhelden Niels Holgerson über alle Meere träumen. Nicht anders erging es seinerzeit Konrad Lorenz, der vor 20 Jahren starb und der sich als Knabe sehnsüchtig eine Gaugans wünschte, von den Eltern aber nur eine pfegeleichte Ente



bekam. Endlich erwachsen, teilte er mit seiner Lieblings-Hausgans Martina sogar Tisch und Bett; als Wissenschaftler studierte er Tiere in freier Wildbahn. Für ähnlich konsequente Träumer haben Klaus Taschwer und Benedikt Föger nun das Leben des großen Zoologen neu aufgeschrieben. Zwar hatte der sich fachlich den inzwischen „weitgehend überholten“ qualitativen Methoden verschrieben, führte viele genealogisch auf Veranlassung zurück und zog bisweilen abenteuerliche Verbindungen zwischen Tier und Mensch. Doch lohnt Lorenz zufolge die Auseinandersetzung mit Menschen, die wie er um das Jahr 1903 herum geboren wurden, schon unter historischen Gesichtspunkten: „Der Zeitraum, den sie durchlebten, enthält drei (...) Epochen und so viele Katastrophen und Umwertungen aller Werte, dass es ebenso fesselnd wie belehrend ist, zu sehen, (was) ein einzelner (...) rückblickend dazu zu sagen hat.“ Er wusste, wovon er sprach: Nicht Lorenz in die Kritik geraten war, dann nicht nur für seine Sturheit, sondern für seine NSDAP-Mitgliedschaft zwischen 1938 und 1943. Später trat der Mann mit dem „weißen Kinnbart“ und den „speckigen Lederhosen“ dann auf als „Antipode zur 68er Bewegung“, als Konsumkritiker, Kämpfer gegen die Zerstörung der Natur und einer der Begründer der Grünen-Bewegung. Jetzt gewährt Lorenz' Tochter Agnes Cranach den Autoren Zugriff auf die 120 Aktenordner füllende Korrespondenz ihres Vaters, die unter anderem Antworten auf Briefe von Karl Popper, Noam Chomsky, Albert Schweitzer und Carl Orff enthält – die Basis für dieses sorgfältig dokumentierte, stark facettierte Porträt eines „grandiosen Performers“, der 1973 zusammen mit Karl von Frisch und Niko Tinbergen den Nobelpreis bekam.

Johanna Schmeller